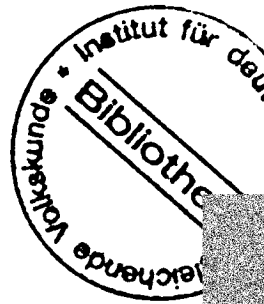


Manfred Seifert, Irene Götz, Birgit Huber

Flexible Biografien?

Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart



Manfred Seifert, Dr. phil., ist Privatdozent für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Passau. *Irene Götz* ist Professorin für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität Berlin. *Birgit Huber*, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut for Social Anthropology, Halle.

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Lokale und periphere Gemeinschaften als Rückzugsorte postfordistischer Lebensführung?

Irene Götz

Die drei Beiträge des folgenden thematischen Blockes von Michaela Heid, Diana Reiners und Klaus Schönberger widmen sich in unterschiedlicher Weise mit unterschiedlichen Facetten dem zentralen Tagungsthema des *Umbruchs* oder hier des *Übergangs*. Zunächst beschäftigten sich Diana Reiners (2007) und Michaela Heid (2007) in ihren empirischen – biografisch und ethnografisch orientierten – Projekten mit Jugendlichen oder jungen Erwachsenen, denen die lebensgeschichtlich bedeutsame biografische Übergangsphase des Berufseinstiegs unterschiedlich gut, beziehungsweise in den hier vorgestellten Fallstudien, eher schlecht gelingt. Zumindest stellt sich dies bei einer Betrachtung von außen, nach herkömmlichen bildungsbürgerlichen Maßstäben und vor dem Wertehorizont des »fordistischen Leitbildes der alltäglichen Lebensführung« so dar, was Klaus Schönbergers Beitrag (Schönberger 2007) unter anderem auf der Basis der »Subjektorientierten Soziologie« (Voß/Pongratz 1997) in Abgrenzung von einem neuen »postfordistischen Konzept alltäglicher Lebensführung« beschreibt.

Jedoch zeigt gerade die durch geduldige Nährungsarbeit eingenommene Innensicht der Ethnologinnen, dass die Selbstbilder der Punks, beziehungsweise der Neuntklässler ohne konkrete Lehrstellenaussicht nicht mehr in jedem Fall der überkommenen, an der bürgerlichen Normalkarriere orientierten Deutung folgen. Nicht zwangsläufig erleben sie sich selbst als nach bürgerlichen Maßstäben gescheitert oder als »verunsichert«, beziehungsweise als ein vom Staat zu subventionierender Risikofall, sondern die von den beiden Autorinnen sorgfältig kontextualisierten Fallstudien exemplifizieren das, was Klaus Schönberger dann in seinem Beitrag über den historischen Übergang, den gesellschaftlichen Wandel der Lohnarbeit fordistischer Prägung hin zu einem »postfordistischen Konzept alltäglicher Lebensführung«, systematisch-theoretisch ausführt: Mehrere objektive und subjektive Faktoren bestimmen in jeweils unterschiedlichen Gemengelage, wie dem Einzelnen seine alltägliche Lebensführung, das ökonomische und psychische Bestehen in der postfordistischen Arbeits- und entspre-

chend gewandelten Lebenswelt gelingt, wie er sich Bewältigungs- und Legitimationsstrategien zimmert, die »objektive Prozesse der Freisetzung« zum subjektiven Erleben von aktiv gewollten Freiräumen werden lassen. So zum Beispiel die SchulabgängerInnen, die sich mit der Lehrstelle, die sie objektiv nicht bekommen, scheinbar subjektiv »Zeit lassen« und in einen neuen gemeinschaftlichen Schonraum, ein weiteres Schuljahr, flüchten. So sind es nach Schönberger die unterschiedlichen »basalen Lebensformen«, also vor allem die biografischen und familiären Ausgangslagen, natürlich auch mitgebrachte ökonomische, soziale und kulturelle Kapitalien sowie die in den öffentlichen Diskursen vermittelten Leitbilder und Normensysteme, die mit den von ihm beschriebenen objektiven Strukturveränderungen des Arbeitsmarktes zusammenwirken und die erstaunliche Varianz von Reaktionen auf die eigentlich prekären Arbeitsverhältnisse bedingen.

Inwieweit zeigen die von Reiners und Heid analysierten Fälle ganz konkret, ob und inwieweit sich in der jungen Generation Umriss eines von Schönberger ausgemachten »postfordistischen Konzepts alltäglicher Lebensführung« als neues Leitbild abzeichnen? Inwieweit und wodurch arrangieren sich gerade Jugendliche, die sich erst an der Schwelle zu einer sich verändernden Arbeitswelt befinden und somit noch orientieren können und müssen, mit ihrer erwartbar prekären Situation? Und wie sollte man gegebenenfalls ein solches Arrangement oder Sich-Einrichten in einer Zukunft ohne im herkömmlichen Sinn feste Arbeit als vergesellschaftendes und identitätsstiftendes Moment im Hinblick nicht nur auf die einzelnen Lebensverläufe, sondern auch im Hinblick auf die funktionierende Zivilgesellschaft bewerten, die doch nur durch sozialen Austausch, verantwortliche Teilhabe und die ökonomische Produktivität der nachwachsenden Generationen erhalten werden kann?

In den beiden empirischen Fallstudien spielen ganz offensichtlich lokale und periphere Gemeinschaftsbindungen ganz anderer Art für diese Arrangements mit den fehlenden Berufsperspektiven eine entscheidende Rolle. Das Punk-Milieu oder der so lang wie möglich beibehaltene Schonraum Schule und das Netzwerk des Stadtviertels sind im Sennett'schen Sinne »defensive Gemeinschaften«. Nach Richard Sennett bilden solche Gemeinschaften eher eine »Mauer gegen die feindliche Wirtschaftsordnung« (Sennett 2000: 190), als dass sie deren Grundmaximen im Sinne einer flexiblen postfordistischen Lebensführung einüben und produktiv umsetzen helfen.

Sicherlich sind die hier vorgestellten Fälle der mit wenig ökonomischem und kulturellem Kapital ausgestatteten, im Falle der Punks aus anomischen Familienverhältnissen kommenden Jugendlichen aus unter- oder kleinbürgerlichen Milieus in gewisser Weise Sonderfälle. Aber sie sind eben doch auch prototypisch und, wie die untersuchte Schweizer Schulklasse selbst gelassen wahrnimmt, längst ein neuer »Normalfall«, insofern als sie für das jährlich wachsende Heer lehrstellen- und beschäftigungsloser Jugendlicher stehen, die in ihrem sozialen Umfeld mit dem Wissen aufgewachsen sind, dass ihnen die dauerhafte problemlose Integration in eine von Lohnarbeit bestimmte Lebensform schwer gelingen wird. Gerade sie – dies verdeutlicht Michaela Heids ethnografische Studie, die insbesondere nach lebensgeschichtliche Kontinuität stiftenden Einbindungen in das Quartier und die Familie fragt, – haben offensichtlich mit diesen sozialen Netzwerken längst alternative identitätsstiftende Orientierungen entwickelt. Doch sollte das tatsächlich nicht beruhigen; denn die gesellschaftliche Spaltung wird größer. So sind – und darauf richtet auch die Studie von Diana Reiners ihr Augenmerk – gerade die Jugendlichen ohne höhere Bildungsabschlüsse aus unterschichtlichen Problemfamilien durch die neoliberalen Entwicklungen besonders von strukturellen Ausschlüssen und dem Verlust der mit der Arbeit einhergehenden sozialen Bindung gefährdet. Gerade für diese Gruppe, die den besonders Jugendlichen zugeschriebenen und abverlangten Anforderungen des »flexiblen«, ungebundenen und belastbaren Menschen (Sennett 2000) nicht entsprechen kann und will, ist der »Entzug oder die Negation alter Arbeitsorientierungen« (Reiners) besonders gravierend. Sie scheitern doppelt.

Es gelingt ihnen erstens nicht, den flexiblen Habitus zu internalisieren. In ihren defensiven Gemeinschaften – ob Schule, Viertel, Szene oder Familie – werden sie zwar aufgefangen, aber auf die Welt mit ihren neuen Arbeitsmaximen draußen nicht wirklich vorbereitet. Und zweitens kann ihnen auch die alte Arbeitsethik der Moderne, an der ihre arbeitslosen Eltern bereits scheiterten, keine Orientierung mehr geben, wenngleich sie sich bisweilen – gerade in der trotzigen Verweigerung oder in ihren Wunschträumen, doch irgendwann, irgendwie »Karriere« zu machen – an dieser weiterhin abarbeiten.

Wie Reiners', aber auch Heids Fallbeispiele plastisch zeigen, sind die Annahme individualisierter Alltagsbewältigungsstrategien und alternativer Identitätssuchen jenseits der Lohnarbeit, worin Schönberger ein neues Modell postfordistischer Lebensführung vermutet, keinesfalls selbst ge-

wählte Optionen, sondern Produkte des Mangels, der Exklusion und der Orientierungslosigkeit, auch wenn diese im Selbstbild als selbst gewählte Lebensform und Freiraum verkauft und zum Teil aktiv angegangen werden. Insofern hat sich zwar die deregulierte Arbeitswelt im Leben dieser Jugendlichen festgesetzt – sie zeitigt gewisse subjektive Aufwertungs- und Legitimierungsstrategien –, doch handeln die Betroffenen nicht nach einem postfordistischen Leitbild der Arbeits- und Lebensführung.

Allerdings und nochmals: Die Fallstudien der beiden Autorinnen sind sicherlich für die Leitfrage Schönbergers nach dem neuen Arbeitsparadigma und dessen Auswirkungen auf die Lebenswelten sehr extreme Beispiele: Die Rede ist von Punks, die – trotz aller trotzig-anarchischen Deklaration der strukturellen »Freisetzung« als Freiheit von bürgerlichen Zwängen – tatsächlich im »Schatten des Neoliberalismus«, auf dessen Verliererseite, stehen. Die Rede ist ferner von bestimmten, eher traditionellen Migrantenmilieus wie den SchulabgängerInnen auf Lehrstellensuche mit ihren Orientierungen an Familie, Eigenheim und inzwischen schwer realisierbarer kleinbürgerlicher Normalbiografie.

Müsste man demnach Exempel für ein postfordistisches Konzept alltäglicher Lebensführung nicht zum Beispiel gerade dort suchen, wo Kerstin Pietsch mit ihrem Beitrag in diesem Band ansetzt: bei den aus dem Normalarbeitsverhältnis freigesetzten oder sich selbst auf Zeit freisetzen den gut Ausgebildeten, die prekäre Arbeitsverhältnisse oder vorübergehende Arbeitslosigkeit als »Sabbatical« feiern, die sich tatsächlich flexibel und sinnerfüllt mit den erzwungenen oder durch die neuen Arbeitsformen ermöglichten Brüchen und Umbrüchen in ihrer Biografie – auch im Sinne der Regeneration ihrer Arbeitsfähigkeit für die Gesellschaft – positiv und aktiv arrangieren?

So viel ist klar – dies impliziert Klaus Schönbergers anfängliche Annahme: Auch oder gerade in der späten Moderne scheint es weniger denn je das eine hegemoniale Leitbild für die alltägliche Lebensführung im Kontext »Arbeit« zu geben, sondern eben nur plurale, sektorale Leitbilder in unterschiedlichen Lebenswelten, Milieus und sozialen Teilkulturen. Und diese sind immer seltener miteinander verbunden. Identifikationen mit Leitbildern – ob fordistisch oder postfordistisch – scheinen sogar innerhalb der eigenen Biografie je nach Kontext zu variieren, sich zu überlagern oder zu widersprechen. Dies zeigt gerade die von Michaela Heid porträtierte Schulabgängerin, die einerseits den bürgerlichen zielorientierten Rollenerwartungen politisch korrekt folgt – wieweit waren diese Aussagen im übrigen

jedoch auch ein politisch korrektes Interviewartefakt, das die Forscherin mit akademischem Bildungshintergrund, der man entsprechen wollte, mit evoziert hat? –, die sich aber andererseits angesichts der fehlenden Lehrstelle auf ihr soziales familiäres Netz verlässt und sich in ihrer von außen betrachtet prekären Situation zunächst einmal gelassen einrichtet.

Wieweit sind im übrigen gerade Migrantenmilieus mit ihren kollektivistischen und klientelistischen Orientierungen, mit ihren traditionellen lokalen Netzwerken in Familie und ethnischer Ökonomie besser auf die postfordistischen flexiblen und prekären Arbeitszumutungen vorbereitet, weil sie eben in ihren oft zunächst beziehungs- und nicht zuvorderst leistungsorientierten Lebensformen Puffer und Alternativen und zum Teil überdies eigene ökonomische Subsysteme haben, die ihnen Erwerbsarbeit außerhalb ihrer Gemeinschaften und Netzwerke weniger als die zentrale identitätsstiftende Säule unverzichtbar erscheinen lassen und die überdies nachhaltige soziale Stabilität geben?

Wie wichtig jedoch generell auch in anderen Milieus für Jugendliche gerade die familiäre Bindung angesichts der prekären Arbeitsverhältnisse ist, zeigen im übrigen auch *ex negativo* die von Diana Reiners interviewten Punks, deren beruflicher Ausstieg nicht durch das familiäre Netz aufgefangen werden kann. Wenn nun aber nach den Scheidungsstatistiken Ehen und Familien zunehmend auseinander brechen, ist zu erwarten, dass sich für die zunehmend von Arbeitslosigkeit bedrohten Jugendlichen auch aus den mittleren Schichten die Probleme mittelfristig potenzieren. Hier zeigt sich das von Richard Sennett (Sennett 2000) eindrücklich beschriebene tragische Paradox des »flexiblen Menschen«: Einerseits bedarf er, in seiner Identität durch die spätkapitalistischen Freisetzungsprozesse existentiell bedroht, jetzt besonders der sozialen Auffangnetze, sehnt sich nach Gemeinschaft, dem »Wir« als Abwehr gegen Verwirrung und Entwurzelung« (Sennett 2000: 190), andererseits sieht er sich einer Werteordnung gegenüber gestellt, die soziale Bindung und gegenseitige Abhängigkeit als risikofeindliche »Sünde« abqualifiziert und die sozialen Auffangnetze, zum Beispiel den Sozialstaat, bewusst zerstört oder zumindest diejenigen, die sich auf ihn verlassen müssen, als »Parasiten« und überflüssige Verlierer stigmatisiert.

Zum volkskundlichen Feldbegriff in der spätmodernen Arbeitsforschung

Dieser Kommentar, als Einleitung in den folgenden thematischen Block, will nun abschließend den Forschungshorizont über die hier vorgestellten konkreten Einzelfallstudien hinaus öffnen, indem er die von Klaus Schönberger aufgeworfene Frage nach dem volkskundlichen Feld- und Arbeitsbegriff in einer von geringer Konstanz und Entgrenzungspänomenen geprägten Arbeits- und Lebenswelt aufgreift: Dass die Bewältigungsstrategien prekärer Arbeitsverhältnisse wie im Fall der Punks oder der Jugendlichen ohne Lehrstelle ganz andere sind als es neoliberale Programme zum »flexiblen Menschen« nahelegen, dies vermögen zunächst ethnografische oder auch biografische Fallstudien zu zeigen, wenn sie sich in differenzierter Weise um die Innensichten, die Akteursperspektiven und die lebensweltlichen Praxen in ihren Wechselverhältnissen mit den objektivierten Strukturen bemühen. Setzt man entsprechend bei den konkreten Lebenswelten an, dann dekonstruieren sich allzu schematische Annahmen, vor denen auch Klaus Schönberger in seinem Beitrag warnt. Das postfordistische Arbeitsparadigma kommt in unterschiedlichen Leben ganz unterschiedlich oder eben auch gar nicht an. Die Umgangsweisen mit diesem sind schon deshalb plural und widersprüchlich, weil Arbeit als vergesellschaftende Kraft ersten Ranges ja gerade angesichts ihrer Prekarisierung schwächer wird. Klassen, Gewerkschaften oder Betriebe bündeln und formen auch aus diesem Grund inzwischen weniger Lebensweise und Bewusstsein als die Peer-Groups, die Familie, das Viertel, die Szenen mit ihren Lebensstilen oder das Fernsehen.

Und es stellt sich einmal mehr die Frage, wie sich mittelfristig diese Auflösung der vergesellschaftenden, identitäts- und statusstiftenden Funktion von Arbeit als Leitwert und Bindemittel der Gesellschaft insbesondere für die junge Generation auswirken wird. Die weitere Partikularisierung und Atomisierung unserer Zivilgesellschaft, ihr Zerfall in parallele Welten weithin unverbundener Teilökonomien, in Schatten- und Subsistenzwirtschaften, in reguläre und schwarze Arbeitsverhältnisse, in der Einzelne nicht mehr ohne Weiteres von außen erreicht, identifiziert und gebunden werden, ist in ihren Konsequenzen für die alltäglichen Lebensformen und das Funktionieren von Gesellschaft als Ganzer noch nicht zu Ende gedacht worden.

Wenn der neoliberale Staat seine sozialen Bündnisse aufkündigt, über die die Menschen sich ihm bislang vor allem verpflichtet fühlen, über die sie staatsbürgerliche, ja nationale Identität, zumal im ansonsten vergleichsweise unpatiotischen Sozialstaat Deutschland, herstellen, was fördert dann Gemeinsinn, garantiert dann Teilhabe? Sind es eher die neuen alten großen Erzählungen, zum Beispiel aus dem Fundus nationaler und religiöser Mythen, oder auch gleichzeitig lokale Praxen und Bindungen?

Um dies herauszufinden, gilt es, den Feldzugang auf der konkreten Ebene der Vielzahl von auseinanderdriftenden Arbeits- und Lebenswelten ganz induktiv, von unten und innen anzusetzen. Das heißt, angesichts der Krise der Repräsentation ist es umso wichtiger, wie in den hier versammelten Fallstudien beim Einzelfall anzufangen. Ob wir dabei den Fokus eher auf Arbeitskulturen oder ArbeiterInnenkulturen legen – in jedem Fall muss sich unser Blick, zumal angesichts der Entgrenzung von Arbeit und Leben, weiten: Nicht mehr nur dort, wo Arbeit ist, sondern auch dort, wo sie – als herkömmliche Erwerbsarbeit – eben nicht oder nicht mehr ist oder wo andere Vergesellschaftungsmotive im Kleinen oder Großen wirksam werden, müssen ethnografische und biografische Fallstudien ansetzen: in den Szenen und Milieus im »Schatten«, aber auch im »Lichtzentrum« des Neoliberalismus. Dem postfordistischen Arbeitsmodell Rechnung tragend, gilt es, insbesondere die oft nicht mehr klar begrenzten Übergänge zu beachten, wo sich räumlich, alltags- und lebenszeitlich Arbeit und Lebenswelt immer mehr überlappen und durchdringen.

Zum Feld gehören so etwa auch soziale Räume und Zeiten, in denen man sich auf die Arbeit beziehungsweise Arbeitslosigkeit vorbereitet, wie in den Schulen oder an der Universität, die inzwischen ja auch dem neoliberalen Zeitgeist einer ökonomisierten Kultur mit ihren rationelleren, passförmigen Ausbildungen (B.A.- und Masterprogramme) Rechnung trägt. Und zum Feld gehören auch soziale Räume und Zeiten, in denen man nach dem herkömmlichen fordistischen Modell eigentlich nicht mehr arbeitet, aber zunehmend doch weiterhin tätig sein muss und will: zum Beispiel das angesichts der Nebenjobs zur Aufbesserung der Pensionen nur noch formal als solches zu bezeichnende Rentenleben oder die »Freizeit« von ehemals – jetzt mit Fragezeichen oder Anführungszeichen zu versehen.

In solchen alltäglichen, saisonalen oder lebensgeschichtlichen Zeiten der Freisetzung – dies zeigt vor allem auch der ethnografische Blick von innen aus der Akteursperspektive – schaffen und nutzen dort, wo die

Lohnarbeitsverhältnisse prekärer werden, immer mehr Menschen verschiedenen Alters und aus verschiedenen Milieus neue semiöffentliche Arbeitsformen jenseits der Lohnarbeit, die mit erfahrungsfernen Begriffen wie »Bürgerarbeit« (Beck 1999) oder »Eigenarbeit« nur zum Teil gefasst werden können, die jedoch mit dem postfordistischen Arbeits- und Lebensmodell in einer noch genauer zu analysierenden Beziehung stehen. Es sind dies, wie die Berliner Magisterarbeit von Christine Nebelung (2007) über »Eigenarbeit« in einer stillgelegten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) in Mecklenburg-Vorpommern zeigt, zum Beispiel die alte Subsistenzwirtschaft, ehrenamtliche Tätigkeiten, Arbeiten im nachbarschaftlichen Tausch und Miteinander, kurz: neue alte Arbeitsformen einer ländlich-kleingewerblichen lokalen Ökonomie, wo »etwas schaffen« als zentrale Tugend für soziale Anerkennung sorgt und nicht nur das Überleben des Einzelnen und der lokalen Gemeinschaft sichert. Diese Formen von Arbeit scheinen hier die vergesellschaftende Funktion der Lohnarbeit zu übernehmen, sie vor allem sind es, die in der lokalen Lebenswelt Status und Identität stützen. Und genau dieses individuelle und kollektive Aufgehen oder Eintauchen im lokalen sozioökonomischen Kreislauf ist es, der aus der Sicht des Nahraums Gesellschaft und Staat zu zunehmend fernem und abstrakten Größen werden lässt, denen man auch nicht viel schuldet.

Im »neuen Kapitalismus« werden die Prinzipien des Tausches im Sinne einer wechselseitigen Abhängigkeit aufgekündigt (Sennett 2000). Nicht nur vom Staat und den Betrieben, sondern dann auch konsequenterweise oft vom Einzelnen, der sich selbst versorgt und neu bindet. Diese Konsequenz sollte nicht nur die Politik interessieren, wenn sie wohlfahrtsstaatliche Programme und den Sozialstaat abwickelt, sondern auch die Volkswunde. Wie die hier kommentierten Beiträge zeigen, muss und kann sie angesichts der sich verschärfenden sozialen Spaltungen, angesichts der neuen Vergemeinschaftungen und Klassenbildung von Gewinnern und Verlierern des Neoliberalismus, verstärkt auch wieder ihrem etwas aus der Mode gekommenen Ethos der engagierten Ungleichheitsforschung folgen. Gibt es doch immer mehr Gruppen gerade auch jugendlichen Alters zu erforschen, die sich vom Status des Lohnarbeiters oder Angestellten auf Zeit oder auf Dauer verabschiedet haben, verabschieden mussten oder wollten, wobei hier einerseits Selbstdeutungen, subjektive Legitimierungs- und Bewältigungsstrategien mit andererseits Fremdbildern und objektiven Freisetzungsinformationen in komplexer Weise amalgamieren. Auf diesem sehr weiten und diffizilen Feld geht der Volkswunde mit ihrem sensiblen Blick für diese

feinen Unterschiede und für das Zusammenwirken von Ideologien, Diskursen und individuellen Praxen ihre Arbeit jedenfalls so schnell nicht aus.

Literatur

- Beck, Ulrich (1999), *Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Heid, Michaela (2007), »Lebensplanung und Berufseinstieg von Jugendlichen. Zum Verhältnis von Zukunftsperspektiven und Wertorientierungen bei Jugendlichen einer Schweizer Schulklasse«, in: Manfred Seifert/Irene Götz/Birgit Huber (Hg.), *Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart*, Frankfurt a.M., S. 31-47.
- Nebelung, Christine (2007), *Eigenarbeit in der ostdeutschen ländlichen Gesellschaft. Eine ethnographische Fallstudie*, Münster (Berliner Ethnographische Studien), im Druck.
- Reiners, Diana (2007), »No future. Marginalisierte Jugendliche ohne Arbeitsmarktchancen«, in: Manfred Seifert/Irene Götz/Birgit Huber (Hg.), *Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart*, Frankfurt a.M., S. 49-61.
- Sennett, Richard (2000), *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin.
- Schönberger, Klaus (2007), »Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma«, in: Manfred Seifert/Irene Götz/Birgit Huber (Hg.), *Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart*, Frankfurt a.M., S. 63-94.
- Voß, Günter G./Pongratz, Hans Joachim (1997) (Hg.), *Subjektorientierte Soziologie. Karl Martin Bolte zum 70. Geburtstag*, Opladen.